

Die Bedeutung der Subsistenz im 21. Jh. Von der Nische zur zukunftsweisenden Perspektive
Tagung: Evangelische Akademie Tutzing /Anstiftung, München
21. bis 23. Mai 2007 in Tutzing

Von der Fülle der Subsistenztätigkeiten und ihrem Verhältnis zur formellen Ökonomie Veronika Bennholdt-Thomsen

Worum geht es in meinem Vortrag?

Insgesamt geht es mir darum, die Aussage des Titels unserer Tagung, dass die Subsistenz für das 21. Jh. *eine, wenn nicht die entscheidende* Perspektive ist, emphatisch zu bestätigen. Worin aber kann der Beitrag der Wissenschaften speziell der Sozialwissenschaften liegen, die Subsistenzperspektive zu stärken? Dieser Frage werde ich anhand der kritischen Auseinandersetzung mit den Kategorien formelle/ informelle Ökonomie nachgehen, dem Thema, zu dem zu sprechen, ich gebeten wurde. Sind sie hilfreich, fördern sie eine Orientierung auf die Subsistenz oder handelt es sich um ein Begriffspaar, das zu sehr der herrschenden Verwertungsideologie verpflichtet ist? Ferner geht es mir darum, aufzuzeigen, dass die Subsistenzperspektive eine *konkrete* Alternative zur Wachstumsökonomie ist und dass sie unmittelbar praktisch machbar ist.

Die Verbindung zwischen Theorie bzw. Ideologiekritik und Praxis ergibt sich aus der Eigenart der Subsistenz selbst. Subsistenz ist das, was wir notwendig zum alltäglichen Überleben brauchen, Essen, Kleidung, ein Dach über dem Kopf, ebenso wie die dazu gehörige Fürsorge für Junge und Alte, sowie die Geselligkeit. Subsistenz ist einfach die Weise, wie die Menschen ihr eigenes Leben herstellen und alltäglich reproduzieren und wie sie diesen Prozess materiell, stofflich und sozial in den eigenen Händen halten. Mit anderen Worten, wir alle haben Praxiserfahrungen mit Subsistenzarbeit und –produktion, wenn auch in sehr unterschiedlicher Weise und unterschiedlichen Ausmaßes. Diese Erfahrung, ihre - meist impliziten - Wertmaßstäbe und die entsprechenden Kenntnisse, diese Fülle der Subsistenzpraxis ist das Reservoir aus dem wir für eine Subsistenzperspektive auch im 21. Jh. nach wie vor schöpfen können.

Damit stoßen wir direkt auf den Widerspruch bzw. das Dilemma, dass die Subsistenz nicht ihrer realen Bedeutung und Allgegenwart entsprechend wahrgenommen wird. Subsistenzarbeit und –produktion werden in unserem Wertesystem, das auf Lohnarbeit und Geldeinkommen, aber nicht den konkreten, unmittelbaren Nutzen geeicht ist, nicht als Arbeit und Produktion wahrgenommen. Sie sind in diesem Sinne unsichtbar und werden immer wieder unsichtbar gemacht. Uns berichtete so manche Landfrau, die wir – Andrea Baier, Brigitte Holzer und ich (2005)¹ - in dem Forschungsprojekt über das Wirtschaften in der Warburger Börde / OWL interviewten, wie sie in ihrem Bemühen, Selbstgezogenes aus dem Garten auf den Tisch zu bringen, von ihrem Mann entmutigt wird: "Da kannst Du den Salat ja gleich in der Apotheke kaufen", ist ein gängiger Spruch.

Ob die Subsistenz zu einer zukunftsweisenden Perspektive im 21. Jh. wird, hängt wesentlich davon ab, dass und ob sich die Wahrnehmung davon ändert, - und zwar im Alltagsdenken wie im wissenschaftlichen Diskurs. Es ist aber durchaus die Frage, ob eine andere Sicht überhaupt möglich ist. Wir sind alle Kinder unserer Zeit und ihrer wachstumsökonomischen Fortschrittskultur. Sie ist in alle Poren unserer Gesellschaft eingedrungen und so manche sogenannte Alternative ist allzu deutlich von ihrem Geist geprägt. Stichwort: "Sustainable Growth".

35 Jahre nach den "Limits to Growth", 10 Jahre nach der breiten Rezeption der Studie des Wuppertal Instituts "Zukunftsfähiges Deutschland", und nach 30 Jahren einer intensiven

¹ Andrea Baier/ Veronika Bennholdt-Thomsen/ Brigitte Holzer, Ohne Menschen keine Wirtschaft. Oder: Wie gesellschaftlicher Reichtum entsteht, München: oekom, 2005

Debatte über die Subsistenzperspektive, einschlägiger Publikationen in zahlreichen Sprachen und beeindruckend vieler Praxisprojekte, die sich auf die Subsistenzidee beziehen, lautet die mehrheitliche Reaktion letztlich immer noch: "Das heißt doch zurück in die Steinzeit" oder "Wir können das Rad des Fortschritts nicht zurückdrehen". Worin liegen diese hartnäckigen Erkenntnisbarrieren? Was haben wir in der Vermittlung wohl falsch gemacht? Denn wenn sich die Anschauungen der Menschen ändern, ihre Wünsche und Glaubenssätze, dann ändert sich die Welt.

Subsistenz als Nische?

Im Unterschied zum Tagungstitel würde ich die Präsenz der Subsistenz in unseren aktuellen Zeiten nicht als "Nische" bezeichnen wollen. Das könnte den Blick dafür trüben, dass die Subsistenz schließlich flächendeckend überall als Untergrund und Hintergrund vorhanden ist, materiell, aber durchaus auch ideell: Nämlich als etwas, das man gerne tut, auch gerne genießt, aber nicht öffentlich wertschätzt, da Subsistenztätigkeiten wenig gesellschaftliches Prestige haben. Der Ausdruck Nische scheint mir diese Halbherzigkeit mehr zu bedienen, als er sie offen legen und damit etwa der Untersuchung der Frage zugänglich machen würde, warum gegenüber dem Subsistenzbereich diese double-bind-Haltung vorherrscht.

Zur Illustration kommt mir die Auseinandersetzung mit den links-grün-alternativen Wissenschaftlern in den Sinn, die auf dem Kongress "Die Zukunft der Arbeit – Wege aus Massenarbeitslosigkeit und Umweltzerstörung" 1982 in Bielefeld zukunftsweisende Szenarien entwarfen. Dazu gehörte die neu entdeckte Arbeit der "Eigenarbeit", d.h. Gartenarbeit, handwerkern, kochen. Die gesellschaftlich notwendige Arbeit in der Industrie sollte gleichmäßig verteilt werden, in Form der 35-, 30-, 25-Stunden – Woche, bei vollem Lohnausgleich, versteht sich. Daneben sollte die Zeit für die Eigenarbeit genützt werden, die der Selbstverwirklichung dienen würde. Und, wie bitte, so fragten wir feministischen Frauen, bezeichnet Ihr Windeln waschen, Fußböden wischen und Einkaufstaschen schleppen? Gehört diese Arbeit, die die Hausfrau tut, zusätzlich zum Kochen, zur Gartenarbeit und den zahlreichen Reparaturen für Euch auch zur selbstverwirklichenden Eigenarbeit? Wieso gilt die Arbeit in der großen Industrie als gesellschaftlich notwendig, die Hausarbeit, die Arbeit an der nächsten Generation, an den Alten und Kranken jedoch nicht? Offenbar habt Ihr die Studien, die zeigen, dass mindestens ebenso viele Stunden in dieser Versorgungsarbeit geleistet werden wie in der Industrie, nicht zur Kenntnis genommen. Vor allem nehmt Ihr die hierarchische geschlechtliche Zuordnung der Arbeiten offenbar nicht zur Kenntnis. Aber, wie Claudia von Werlhof so treffend formulierte, erst „wenn wir die Hausarbeit verstanden haben, haben wir die Ökonomie verstanden“ (1983: 113). Denn erst dann kann man verstehen, warum Frauen in Leichtlohngruppen eingeordnet werden und sie sogar für dieselbe Arbeit wie Männer ein Viertel bis ein Drittel weniger Lohn erhalten. Männer verdienen nämlich höhere Löhne, weil Frauen diese selbstverwirklichende, gesellschaftlich vorgeblich nicht notwendige Eigenarbeit tun. Eure zukunftsweisende Idee von der 35 Std. – Woche bei vollem Lohnausgleich beruht auf genau dem Zusammenhang, dass das so genannte Normalarbeitsverhältnis von der weiblichen Subsistenzarbeit getragen, letztlich also subventioniert wird. Die Forderung ist unsolidarisch, wenn nicht gefährlich entsolidarisierend. Es wäre weit wichtiger, wenn die Gewerkschaften für die gesetzliche soziale Sicherung der schlecht geschützten, gering bezahlten Frauenlohnarbeit kämpfen würden. Dies wäre ein entscheidender Beitrag dazu, dass die Hausarbeit tatsächlich zur selbstverwirklichenden Eigenarbeit werden könnte. Andernfalls erreichen uns die schlecht geschützten Arbeitsverhältnisse am Ende noch alle, Männer wie Frauen. Leider haben wir Recht behalten.

Informelle und formelle Ökonomie

Wie dienlich sind die Begriffe formell/informell um die Bedeutung der Subsistenztätigkeiten zu erfassen? Das Binom formelle/ informelle Ökonomie ist eng mit der Entwicklungstheorie bzw. –Ideologie verknüpft. Man ging davon aus, dass der große Sektor der informellen Arbeitsverhältnisse der mangelnden Entwicklung der Volkswirtschaften geschuldet sei und dass Formalisierung nach dem Vorbild der Metropolländer zu wirtschaftlichem Aufschwung

und zu allgemeinem Wohlstand führen würde. Entlang der 'trickle-down'-Theorie, wurde in der internationalen wie bilateralen Entwicklungshilfe während der ersten beiden Entwicklungsdekaden 1960-1970-1980 vor allem in Großprojekte und große Fertigungsstätten mit formellen Arbeitsverhältnissen investiert. Von diesen Entwicklungspolen sollte der Wohlstand bringende Fortschritt auf die anderen Sektoren "heruntertröpfeln". Dass diese Politik nicht den erwünschten Effekt hervorbringt, wurde in gewisser Weise von der Weltbank unter ihrem Präsidenten Robert McNamara im Laufe der zweiten Dekade anerkannt, indem man das Programm der "Investition in die Armen", sprich, in die kleinen Produktionsstätten schaffte. Die Armen wurden nun vor allem auf dem Land ausgemacht. Die Investition in die armen Kleinbauern sollte dazu dienen, sie weg von der Subsistenz, hin zur kommerziellen Produktion zu bringen ("to draw farmers from subsistence to commercial agriculture"), um ihnen ein besseres Einkommen zu ermöglichen, so lautete zumindest die Rechtfertigung.² Dieses Programm trug erheblich zur Ausweitung des informellen Sektors bei. Gleichzeitig erfuhr er dadurch auch eine entwicklungsideologische Aufwertung.

Damit wurde der Akzent hinsichtlich der Trennungslinie zwischen formellem und informellem Sektor verschoben. Ausgehend ursprünglich von der formellen und informellen Lohnarbeit verschob er sich nun auf bezahlt = formell versus unbezahlt = informell, Vermarktung = formell versus Selbstversorgung = informell. Was im Endeffekt aber auf dasselbe hinauslief, denn die Investitionen in die armen Bauern, Landfrauen und HandwerkerInnen machte sie in der Regel zu abhängigen StücklohnarbeiterInnen von Banken und dem Agrobusiness (triangulation), sowie von der modernen Form des Verlagswesens durch die Heimarbeit, z.B. in der Produktion von Ethnotextilien. Das Ziel, die Zahl der Armen dadurch im Laufe der dritten Entwicklungsdekade zu halbieren, wurde, wie McNamara später bekannte, keineswegs erreicht, sondern weit verfehlt. Wie auch sollte es erreicht werden?! Ging man doch von solch ideologischen wirklichkeitsfernen Annahmen aus, dass die Subsistenzwirtschaft quasi reine Autarkie der einzelnen Haushalte bedeuten würde und zerstörte durch die neue, oktroyierte Form der Kommerzialisierung rücksichtslos bestehende lokale, regionale und nationale subsistenzwirtschaftliche Markt- und Austauschsysteme.

Das Begriffspaar formell/ informell bleibt eine schillernde, unpräzise Kategorie. Nichtsdestotrotz wird sie weit verbreitet genutzt, denn man weiß nicht so recht, wie man die vielfältigen Phänomene sonst fassen sollte, die dem modernen, entwickelten Lohnarbeit-Kapital-Verhältnis nicht entsprachen. Obwohl sie dieses zahlenmäßig bei weitem übertrafen, wurden die anderen Arbeitsverhältnisse und Produktionsformen dennoch nicht in eigenen Termini, sozusagen positiv beschrieben und untersucht. Damit wird das Lohnarbeit-Kapital-Verhältnis als Maßstab weiter zementiert, sozusagen als Wert an sich. Jeder andere wirtschaftliche Weg verschwindet aus dem Beobachtungsraster. Selbst als unübersehbar klar wird, dass sich *der* moderne Lohnarbeiterweg, nämlich der Industriefacharbeiterweg nicht einstellen will, wird an der Fiktion als Maßstab und Lösung festgehalten. Der schwammige Begriff formeller/ informeller Sektor übertüncht die Ungereimtheiten der anders laufenden Wirklichkeit. *Soviel scheint festzustehen, dass die Einbindung in den Dollar-regierten Markt, in welcher Form auch immer, ökonomisch fortschrittlich und je enger die Einbindung umso formeller sei.*

Die späten 1970er Jahre sind auch die Zeit der massiven Schaffung Freier Produktionszonen (FPZ), in denen vor allem junge Frauen, aus McNamaras Armen vom Land rekrutiert, teilweise kaserniert Lohnarbeit tun. Es ließe sich trefflich darüber streiten, ob die Arbeit „for one dollar a day“, wie die haitianische Regierung sie in internationalen Zeitungen den ausländischen Investoren in ihren FPZ offeriert, formell oder informell sei. Diese Debatte erübrigt sich aber in gewisser Weise mit der nun offen neoliberalen Aufwertung des informellen Sektors, die bzgl. des Südens mit dem Namen des Peruaners

² siehe meinen Artikel: Investition in die Armen, Zur Entwicklungsstrategie der Weltbank, in: Lateinamerika, Analysen und Berichte 4, Berlin 1980: 74-96

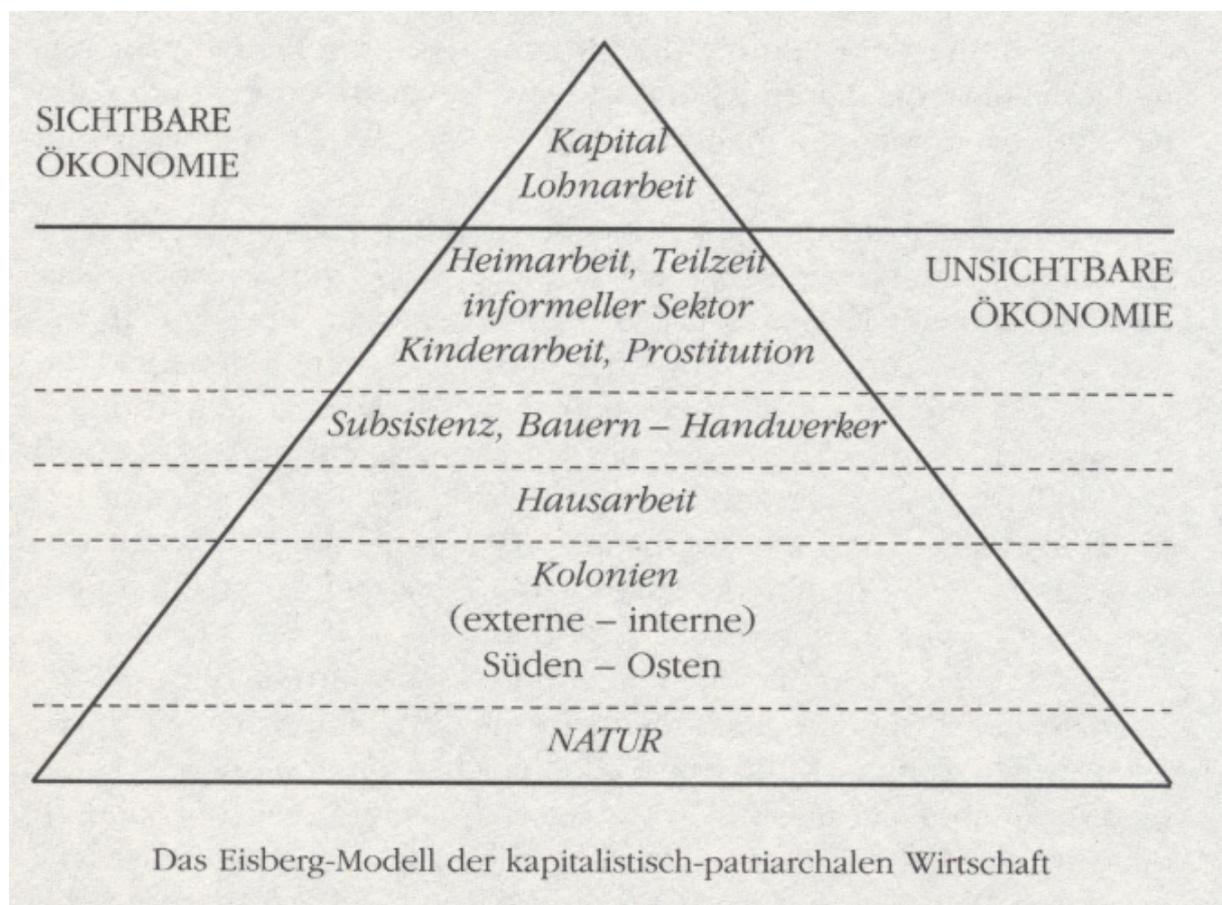
Hernando de Soto verbunden ist. (1986, „El otro sendero“, Deutsch, 1992, „Marktwirtschaft von unten“). In Bezug auf den Norden fällt die Informalisierung ganz allgemein unter die Rubrik „Deregulierung“. Nun geht es definitiv nicht mehr darum, "gute", formelle Lohnarbeit zu schaffen, sondern die Ausweitung des (Dollar-regierten) Weltmarkts ist alles.

Angesichts der skizzierten Profit-, Wachstums- und Entwicklungs-ideologischen Hypothek, in deren Zentrum die Fixierung auf die Lohnarbeit nach dem Bild des Facharbeiters steht, verbietet es sich fast schon von selbst, das Begriffspaar formell/informell auf die Subsistenztätigkeiten anzuwenden. Es gehört einer Denktradition an, die die Bedeutung der Subsistenzproduktion gering schätzt und erheblich dazu beiträgt, sie unsichtbar zu machen. Es ist die Tradition des Blickes von oben, von den Machtinteressen einer Minderheit her, vom Uneigentlichen, gesellschaftlich nicht Notwendigen her.

Informelle Subsistenztätigkeiten?!

Wie aber sollen wir Subsistenztätigkeiten, die in der de facto von der Lohnarbeit dominierten, in der Tat durch die hierarchische geschlechtliche Arbeitsteilung strukturierten und vom globalisierten Markt durchdrungenen gegenwärtigen Gesellschaft geleistet werden, empirisch fassen und darstellen? Mit welchen Kategorien? Vor genau diesem Problem standen wir vor ein paar Jahren während unserer Untersuchung der Bedingungen für eine Regionalisierung des Wirtschaftens in der Warburger Börde in OWL. Nach längerer Diskussion haben wir, trotz der skizzierten Vorbehalte, zum Hilfskonstrukt formell / informell gegriffen, nicht zuletzt um im Rahmen des gängigen Verständnisses von ökonomischer Rationalität dialogfähig zu bleiben.

Für die grafische Darstellung der Bedeutung der Subsistenztätigkeiten griffen wir auf ein altbewährtes Symbol aus unserer Argumentation für die Subsistenzperspektive zurück, das Eisbergmodell.



aus: Veronika Bennholdt-Thomsen/ Maria Mies, Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive, München: Verlag Frauenoffensive, 1997, S. 38

Wie bei einem Eisberg, bei dem der größte Teil unter Wasser liegt, ist der größte Teil der Ökonomie im Rahmen unseres herrschenden Verständnisses von Wirtschaften unsichtbar. Dennoch ruht die vergleichsweise kleine Spitze auf all der anderen Arbeit, Produktion und den sozialen und natürlichen Produktionsvoraussetzungen.

In unserer Untersuchung zeigten wir die Bedeutung der Subsistenztätigkeiten am Beispiel eines Dorfes. Körbecke ist ein Dorf in der Warburger Börde, das nach wie vor auffallend gut mit Einzelhandelsgeschäften und Handwerksbetrieben ausgestattet ist; auch finden sich hier weiterhin besonders viele wirtschaftende Höfe. Wir listeten die wirtschaftlichen Aktivitäten und ihre sozialen Voraussetzungen in der pyramidalen Eisbergform auf einer Schautafel auf. Sie wurde im Rahmen der Ausstellung unserer Forschungsergebnisse in der Schützenhalle von Borgentreich, dem zentralen Ort des Untersuchungsgebietes, gezeigt. Nämlich dass die gute Infrastruktur von Geschäften und Höfen in Körbecke nach wie vor so gut ist, weil sie von den gemeinschaftlichen sozialen Zusammenhängen und dem informellen Wirtschaften getragen wird.

Lokales Wirtschaften in Körbecke

(814 Einwohner)



formelles Wirtschaften

1 Bäckerei
1 Fleischerei
2 Lebensmittelgeschäfte
1 Hofladen · 2 Gasthäuser
1 Getränkehandel
1 Friseur · 1 Mineralölhandel
Dachdeckerei
Raumausstatter/in · Heizungsbau,
Installateur · Malermeister
Elektriker mit Geschäft · Schreinerei
Volksbankfiliale
40 Bauernhöfe:
28 Haupterwerbsbetriebe
12 Nebenerwerbsbetriebe
(davon 7 Milchviehbetriebe · 8 Schweine- und
Sauenbetriebe · 2 Bullen und Rindviehbetriebe · 8
Ackerbaubetriebe · Mischbetriebe)
Arzt

informelles Wirtschaften

Nachbarschaftshilfe:
Hausbau · Maishäckseln · Umgraben im Garten · Reparaturen
gemeinschaftliches Schottern der Feldwege
64 Nutzgärten mit den entsprechenden Tauschgeschäften
und dem Geschenkausch
Tausch gegen Geld oder Hilfeleistungen und Geschenkausch
von Eiern, Fleisch, Wurst, Milch
Kleintierhaltung · Hausschlachtung/Wurstn
Hausarbeit:
Kochen in den Häusern · Betreuung von Kindern und Alten im Haus
Kuchen und Torten für die Gemeinschaft · Einkochen und Haltbarmachen
Putzen, Waschen, Bügeln usw.

Soziales Kapital

Gemeinschaftshalle in Gemeinschaftsarbeit erbaut/renoviert
Vereine:
Heimatschutzverein · Oberwälder Musikanten · Katholische Frauengemeinschaft
Sportverein: Tennislub, Frauenturnen, Tischtennisclub · Fußballverein · Schießsportverein
Traktorclub · Hallenbetreiberverein · Naturkundlicher Verein · Landwirtschaftl. Ortsverein
"Ich will in Körbecke bleiben", sagt ein Handwerker aus dem Dorf
die Bänke vor vielen Häusern · 2 Gasthäuser
1150 Jahrefeier: alle Vereine gestalten mit · die Scheune wird zum Tanz leergeräumt
der Musikverein spielt unermüdlich · Berge von Kuchen und Torten von vielen Körbeckerinnen gestiftet
Feldwege werden von den Landwirten gemeinsam geschottert
Kindergarten: die Kinder sind zusammen und bleiben im Dorf
Schützenfest · kirchliche Jugendarbeit · kirchengemeindliche, ehrenamtliche Arbeit von Frauen

Das Ergebnis der Ausstellung, war, dass überwältigend viele BesucherInnen kamen und dass man uns sagte: Eure Darstellung „tut uns gut“! Was war geschehen? Wir haben jene

Seite des double-bind angesprochen, auf der das Herz für die Subsistenz schlägt, die man gerne tut, die man genießt, auch und gerade deshalb, weil sie lokal/regional stattfindet, gesellig und in Bezug auf die nachbarschaftlichen Nächsten. Und wir sprachen ihr den Wert zu, der ihr sonst abgesprochen wird.

Obwohl das positive Gefühl für die Subsistenz sehr mächtig ist, hatten wir aber dennoch keine positiv besetzten Kategorien zur Verfügung, die entsprechenden Zusammenhänge in ökonomischen, allgemein nachvollziehbaren Termini darzustellen. Stattdessen griffen wir zu Kategorien, die vorgeblich die ökonomische Vernunft auf ihrer Seite haben. Im Widerspruch zu unserer Aussage, dass die Subsistenzproduktion und der gemeinschaftliche Zusammenhalt die Region ökonomisch und gesellschaftlich am Leben halten, benutzten wir Begriffe, die eigentlich genau das Gegenteil postulieren. Wir sprachen von "sozialem Kapital", obwohl Kapital in Wirklichkeit doch die gemeinschaftlichen sozialen Zusammenhänge unterminiert. Das *eigentliche* Wirtschaften nannten wir "in-formell". Mehr noch, in dieser legitimatorischen Darstellungsweise ist letztlich auch die Wertung in Bezug auf den Prozess und seine Ausrichtung enthalten, die bereits in der entwicklungsideologischen Schöpfung des Begriffspaars formell/informell enthalten ist: Der untere Teil des Eisbergs ist wertvoll *weil* er die Spitze trägt. Das Aussaugen der Subsistenz, zumal der SubsistenzproduzentInnen, erscheint um der Spitze willen in Ordnung. Der Strom an Leistungen, an Energie, an Wissen usw. geht von unten nach oben.

Die Informalisierung der Ökonomie im Norden

Wie im Süden der Welt stellt sich auch bei uns im Norden jene Wirtschaftsstruktur mit jenen Arbeitsverhältnissen her, die in den Bezeichnungen "Unterentwicklung - Entwicklung", "informell – formell" bereits intendiert ist. Der so genannte formelle Sektor dehnt sich immer mehr aus. Immer mehr Arbeit, gerade auch Subsistenzarbeit, wird/muss in Lohnarbeit geleistet werden.

Die Verallgemeinerung der Lohnarbeit, so dass sie das Grundmuster unserer Vergesellschaftung bildet, hat sich in den letzten Jahrzehnten abschließend vollzogen. Die Zahl der Bauern und Bäuerinnen, der selbständigen kleinen Handwerker und Handwerkerinnen, sowie der Händler und Händlerinnen ist inzwischen verschwindend gering. Die Erwerbsquote der Frauen hat fast die 50% Marke erreicht.

Im Unterschied zur Entwicklungs-, Fortschritts- oder Wachstumsprognose der ersten Entwicklungsdekaden führt die wachsende Abhängigkeit von der Lohnarbeit aber nicht zu einer zunehmenden Formalisierung derselben, sondern, der späteren Phase der Investition in die Armen vergleichbar, nimmt die Informalisierung der Lohnarbeit im Norden rapide zu. Das, was als Prototyp des formellen Arbeitsverhältnisses verstanden wurde, das sog. Normalarbeitsverhältnis (NAV), die „stabile, sozial abgesicherte, abhängige Vollzeitbeschäftigung“ schwindet auch in Deutschland dahin.³ Erheblich mehr werden hingegen abhängige Arbeitsverhältnisse, wie die geringfügige Beschäftigung, Teilzeitarbeit, sozial schlecht gesicherte Arbeit, sog. Scheinselbständige, kurz befristete Zeitverträge, usw.⁴ In diesen Verhältnissen arbeiten mehrheitlich Frauen, aber eben zunehmend auch Männer. Die Reallöhne sinken, genauso wie die Kompromissbereitschaft für mehr Arbeit, weniger Lohn zu akzeptieren. Die Ausnahmebedingungen, die in den FPZ für das Kapital geschaffen wurden, damit es dort investiere, globalisieren sich auch im Norden unter dem Motto „Sicherung des Wirtschaftsstandortes“.

³ Unterschiedlichen Berechnungen zufolge in 1995 zwischen nur noch 68% bis 56% der abhängig Beschäftigten, gegenüber 84% in 1970 (siehe Bonß, 2002, S. 12). Damit ist selbstverständlich noch nicht das Verhältnis zu allen sonstigen, nicht abhängigen Arbeitsbeschäftigungen wiedergegeben. Dann nämlich wird die Ideologie, die eine bestimmte Arbeit, obwohl sie nur einen kleinen Teil der Gesamtarbeit ausmacht, als "normal" apostrophiert, erst wirklich deutlich.

⁴ von knapp 5% in 1970 auf 22,9 in 1996 (ebd.)

Die Totalisierung der Lohnabhängigkeit

Betrachten wir diese Entwicklung unter subsistenztheoretischen Gesichtspunkten. Meine These dazu lautet:

Die Blindheit gegenüber der Subsistenz, also gegenüber der realen, lebenserhaltenden Subsistenzarbeit und –Produktion, verbunden mit der Geringschätzung im Vergleich zum Lohn- und Geldeinkommen, hat dazu geführt, dass sich die *lohnabhängige* Arbeit ohne nennenswerten Widerstand der Arbeitenden ausbreiten konnte. Aufgrund dieser Verallgemeinerung entspricht das Lohnarbeitsverhältnis aber inzwischen einer totalitären Situation. Der Verhandlungsspielraum der Lohnabhängigen gegenüber dem Kapital ist deshalb, fast möchte man sagen „selbstverschuldet“⁵, äußerst gering. So kann die gegenwärtige Informalisierung der Lohnarbeit, die im Interesse des Kapitals liegt und die seinem Charakter entspricht, relativ sang- und klanglos oktroyiert werden.

Aber Zwangssituation hin, Zwangssituation her: Wieso hat ein solch eklatanter Bruch mit dem proletarischen Verständnis von gerechtem Lohn, wie die Ankündigung in Deutschland 2003/2004, dass Langzeitarbeitslose für nur einen Euro/Std. zusätzlich zur schmalen Grundsicherung würden arbeiten müssen, selbst bei den gewerkschaftlich Organisierten nicht zu einem kollektiven Aufschrei der Empörung geführt? Weil, so meine Erklärung, die Ratio, die hinter solchen Gesetzen steht, bei weitem nicht nur den Kapitalinteressen entspricht, sondern einer allgemein verbreiteten Kultur entspringt, die in Deutschland – und nicht nur hier – mehr oder minder alle teilen. Die neoliberale Entwicklung der Informalisierung der Lohnarbeit wird anhand eines alle verbindenden Wertesystems der westlichen Zivilisation möglich. Eckpfeiler dieses Wertesystems sind die patriarchale Geschlechterhierarchie einerseits und die kolonialistische Entwicklungsideologie andererseits. Schlussstein ist die Geringschätzung der Subsistenz. Lohnarbeit wird nicht als unabwendbare Ergänzung zur Subsistenzarbeit verstanden, sondern Subsistenzarbeit als von Natur aus unabwendbare, aber lästige Ergänzung der Lohnarbeit. Das Verständnis, Lohn = Existenz ist im Zuge der Ausweitung der Lohnarbeit auf Kosten selbständiger Formen der Arbeitsorganisation übermächtig geworden. Existenz ist nicht mehr Essen, ein Dach über dem Kopf, eine sorgende Gemeinschaft, also nicht mehr der konkrete, lebensspendende „Stoff“, sondern das Lohn- und Geldeinkommen. Oder man kann es auch umgekehrt sehen: Diese vom Materiellen und Konkreten abstrahierte Anschauung von Existenz und Existenzgrundlage, hat dazu geführt, dass die Durchdringung aller Arbeitsbereiche mit Lohnarbeitsverhältnissen sich überhaupt so vollziehen konnte – im Haus, im Viertel, in der Landwirtschaft, hinsichtlich der Sorge für Junge, Alte und Kranke usw.

Im Zentrum dieses Wertesystems steht die Ware, allen voran die Unterwerfung unter die Verwandlung der Arbeitskraft in Ware, gefolgt vom aktiven Einsatz für die Verwandlung oder der Gleichgültigkeit gegenüber der Verwandlung von allen Dingen, Diensten, dem Wissen, der Naturvoraussetzungen und Gemeinschaftsgüter in Ware.

Somit ist zu Beginn des 21. Jh. eine Situation erreicht, in der die nicht warenförmig erfassten Bereiche immer schmaler werden. Wir erleben, gerade auch in den Metropolen so etwas wie eine Verwahrlosung der Subsistenz. Zeitlich, weil wir immer weniger Zeit für die Verrichtungen und Zuwendungen des Alltags haben; räumlich, weil z.B. im Wohnungsbau kein Platz mehr für Vorrat, Verarbeitung von Lebensmitteln und andere handwerkliche Tätigkeiten vorgesehen werden; zwischenmenschlich, weil die Fürsorge für Kinder und Alte zu kurz kommt, usw. Oder was die Ästhetik anbelangt: Vergleichen wir nur das Wohnen im Slum mit Pappe und Wellblech zu dem im Dorf mit Lehmziegeln und Strohdach, dann fällt uns die Verelendungstendenz des Subsistenzbereiches direkt ins Auge.

How to jump out of the picture?

Zurück zu meiner Frage, was die Wissenschaft dazu beitragen kann, dass wir uns kulturell wieder der Subsistenz zuwenden. Welche Begriffe, welche Sprache, welche Anschauungen

⁵ Siehe dazu folgende Abschnitte

helfen uns da weiter? Meine Antwort, nach 35 Jahren der Beschäftigung mit dem Thema, lautet: We have to jump out of the picture! Wir müssen den Bezugsrahmen der kommerziellen Verwertung verlassen, wir müssen den Paradigmenwechsel, den die Subsistenzperspektive eröffnet, auch vollziehen.

Es nutzt nichts, in einem Kontext dialogfähig zu bleiben, der im belanglosen Nichts endet, dort, wo nun auch die Luft kapitalisiert wird, indem Emissionswerte an der Börse gehandelt werden. Irgendwann mal müssen wir dann die Zahl der Atemzüge pro Minute als Ware betrachten. Es geht nicht mehr darum, ob Subsistenztätigkeiten zum Funktionieren des Wirtschaftens im Sinne von Geldeinkommen beitragen oder nicht, weder im positiven Sinne nicht, dass damit der eine oder andere Tante-Emma-Laden weiter betrieben werden kann, noch im anklagend negativen Sinne nicht, dass die Hausfrauensubsistenzarbeit die Lohnarbeit subventioniert und damit sehr wohl zu Mehrwert und Profit beiträgt. Sondern es geht darum, dass wir endlich den konkreten statt des abstrakten Reichtums be-greifen, begrifflich fassen: Den Reichtum unserer Gebärfähigkeit; den Reichtum unserer Zeugungsfähigkeit; den Reichtum, uns durch Handarbeit, genauso aber auch durch Kopfarbeit in der Welt zu verwirklichen; den Reichtum, müßig den Wolken nachzusehen; den Reichtum, frisches Wasser zu schmecken; den Reichtum andere zu umsorgen, zu bewirten, zu beschenken.

Herrschende Werte umzuwerten, ist kein leichtes Unterfangen. Aber es gibt Anknüpfungspunkte mit anderen Denkerinnen und Denkern, die das herrschende Warenparadigma radikal in Frage stellen. Dazu gehört die Arbeit von Genevieve Vaughan, der texanisch-italienischen Sprachphilosophin. Sie setzt dem Tauschparadigma das Paradigma der Gabe entgegen. Das Muster, das dem menschlichen Wirtschaften zugrunde liegt, ist die Gabe, die *keine* Gegengabe voraussetzt. Insofern sei die Richtung und Ausrichtung der „gift-economy“ transitiv und nicht reziprok. Gaben werden gegeben, weil Bedürfnisse befriedigt werden sollen und werden in diesem Sinne *weitergegeben* und *nicht zurückgegeben*. Ausgangspunkt, konkret und als Handlungsmuster, ist das mütterliche Geben an das Kind. Wobei die Mutter nicht aus weiblich angeborener Heiligkeit heraus handelt, sondern ganz profan so handeln muss, sonst würde das Kind nicht überleben und gäbe es keine Menschheit. Zu eben diesem wirtschaftlichen Handeln sind wir, so Genevieve Vaughan, auch heutzutage gesellschaftlich fähig. Denn Beispiele und gegenwärtig gelebte Anknüpfungspunkte gibt es genug. Tatsächlich sei unser aktuelles, implizites Wertesystem, das unsere spontanen Reaktionen strukturiert, nach wie vor vom Urvertrauen auf die Gabe und nicht vom aggressiven Misstrauen der kriegesischen, neoliberalen Wettbewerbsökonomie geprägt.⁶

Wer ebenfalls einen radikalen Paradigmenwechsel vornimmt, dessen Gedankengang ich konstruktiv auf die Subsistenzperspektive beziehen kann, ist André Gorz in seinem Essay „Wissen, Wert und Kapital“.⁷ Gorz nimmt Abschied vom linken Fetisch der Produktivkraftentwicklung. Aus der Traum von den „Wegen ins Paradies“ (1983) durch die Verteilung der sog. gesellschaftlich notwendigen Arbeit mit großtechnischen Anlagen, die dank der Entwicklung der Produktivkräfte möglich wäre, und die so viele Gewerkschaften bei ihren Forderungen nach der 35 Std.- oder weniger –Woche beflügelt hat. Zu diesem Szenario gehörte die zusätzliche Eigenarbeit, in der vor allem die eigenen Hände und die Körperkraft eingesetzt werden sollten. Jetzt aber, im 21. Jh. hält Gorz, wegen der Gefahren, die für die Menschheit aus der Fetischisierung der Maschine erwachsen, einen wesentlich grundlegenden Wandel für nötig (siehe auch Renate Genth⁸). Eine umfassende Reform

⁶ Genevieve Vaughan, For-Giving. A Feminist Criticism of Exchange, Austin: Plain View Press, 1997; dies. Hg., The Gift, Il Dono. A feminist analysis, Athanor, Jg. XV, no.8, Rom 2004; dies. Hg., Women and the Gift Economy, Toronto: Inanna Publications, 2007; alle Texte als download unter www.gift-economy.com

⁷ Zürich: Rotpunkt, 2004. (frz. 2003 "L'immatériel, connaissance, valeur et capital")

⁸ Renate Genth arbeitet seit Jahrzehnten zum Thema; ihr letztes Buch: Über Maschinisierung und Mimesis. Erfindungsgeist und mimetische Begabung im Widerstreit und ihre Bedeutung für das Mensch-Maschine-Verhältnis, Peter Lang Verlag, Europäischer Verlag der Wissenschaften, 2002.

des Denkens, des Geistes sei „*lebenswichtig*“ geworden (2004:121), nämlich die Abkehr von der Beherrschung und Vergewaltigung (O-Ton Gorz) der Natur und die Hinwendung zur Kooperation zwischen den Menschen und der Welt des Stofflich-Materiellen.

Nach Art der Cassandra nimmt Gorz die Aussagen von Wissenschaftlern ernst, die zu Künstlicher Intelligenz, Gen- und Nanotechnik arbeiten und vor allem bei der NASA versammelt sind. Sie „alle erklären sich als überzeugt davon, dass die Welt im Laufe des 21. Jh. von intelligenten Maschinen beherrscht sein wird, und dass <die Menschen, wenn es sie noch gibt, einen untergeordneten Platz einnehmen werden>“ (2004:110, zit. Kevin Warwick). Um mit ihnen mithalten zu können, würden wir z.B. in unser Gehirn Milliarden von künstlichen Neuronen einpflanzen müssen. Angesichts solch apokalyptischer Phantasien fordert Gorz zur Abkehr vom alten „patriarchalen“ (O-Ton Gorz) Glauben auf, dass das Reich der Freiheit durch die Überwindung des Reiches der Notwendigkeit zu gewinnen sei. Denn das Denken, der Geist, die Intelligenz seien von körperlichen Emotionen untrennbar, der Eigen-Sinn existiere eben nur in verkörperter Form.

Weitere Inspirationen, den Subsistenzgedanken im 21. Jh. konsequent weiter zu denken, stammen aus dem Zusammenhang der ursprünglich „Weiberwirtschaft“ genannten Gruppe von Wissenschaftlerinnen. Auf ihrer Tagung „Welt gestalten im ausgehenden Patriarchat“, in Salzburg in 2002, wurde für viele Praxisbereiche gezeigt, wie sich der radikale Paradigmenwechsel, der da lautet „Das Patriarchat ist zu Ende“, propagiert von den Autorinnen der „Libreria delle donne di Milano“ (dt. 1996⁹), auf unser Begreifen und unser Handeln auswirkt. Michaela Moser und Ina Praetorius erläutern in der Einleitung des Tagungsbandes, wie dieser Sprung, heraus aus dem patriarchalen Rahmen, zu verstehen ist. „Vom Ende des Patriarchats zu sprechen bedeutet nicht, die Realität der androzentrischen Ordnung zu bestreiten, auch nicht die ihres bis in die Gegenwart und die Zukunft hinein reichenden Einflusses. Es bedeutet aber, der alten Ordnung die Allmacht und Allgegenwart abzusprechen und damit eine langjährige frauenbewegte Gewohnheit aufzugeben“. (2003:10)¹⁰

Die drei von mir skizzierten Ansätze sind in Wirklichkeit nur einer. Ihr Paradigmen- oder Perspektivwechsel besteht darin, dass sie eine Vision außerhalb oder jenseits des totalitären Warenregimes entwerfen: Sie denken die Welt ohne dieses. Genevieve Vaughan geht noch einen Schritt weiter: Sie denkt die Welt ohne die Ware.

Subsistenz als Weg ins Freie

Wenn wir diesen Blick inhaltlich, als auch als erkenntnistheoretische Methode auf die Subsistenzfrage anwenden, dann heißt das für mich, uns in jedem Moment bewusst zu sein (!), dass wir dem totalitären Warenregime nicht existentiell ausgeliefert sind. Genau *das* könnte man sagen, vermitteln SubsistenzwissenschaftlerInnen mit jedem ihrer Beiträge. So werden wir im Laufe der Tagung noch viele Beispiele und Illustrationen dafür bekommen, vor allem auch anhand der Ergebnisse aus dem Forschungsprojekt von Andrea Baier, Christa Müller und Karin Werner, sowie von Babette Scurrell aus ihrem Projektzusammenhang. Ferner trägt die *anstiftung* seit nunmehr 25 Jahren tatkräftig und praxiswirksam zu dieser Aufklärung bei.

Womöglich also handelt es sich nur um einen Erkenntnisschritt, den ich etwas langsamer als andere vollzogen habe, wenn ich der Meinung bin, dass der Paradigmenwechsel, den der Subsistenzansatz gegenüber dem wachstumsökonomischen kapitalistischen, sowie

⁹ Libreria delle donne di Milano, Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall, Rüsselsheim: Göttert Verlag, 1996

¹⁰ Michaela Moser/ Ina Praetorius, Hg., Welt gestalten im ausgehenden Patriarchat, Königstein/ Taunus.: Ulrike Helmer Verlag, 2003; siehe darin insbesondere: Arbeitsgruppe Chora: Andrea Appel, Andrea Kölzer, Claudia Tiemann, Reise durch all' unsere Welten. Über unsere Liebe zur Subsistenzarbeit, die Bedeutung der symbolischen Ordnung der Mutter und die Frage nach dem <Guten Leben>“, S. 84-92

sozialistischen und patriarchalen Produktivismus vollzieht, noch an Erkenntnis- und Überzeugungskraft gewinnen kann, wenn auf die langjährige Gewohnheit verzichtet wird, die Bedeutung der Subsistenz in Bezug auf die formelle Ökonomie herauszustellen, oder noch anders ausgedrückt, *wenn auf jegliches legitimatorisches Bezugnehmen auf den abstrakten ökonomischen Wert verzichtet wird*. Michaela Moser und Ina Praetorius paraphrasierend heißt das, den anklagenden Gestus gegen die Ausbeutung aufzugeben und damit der globalisierten kapitalistischen Ordnung die Allmacht und Allgegenwärtigkeit abzusprechen, womit eine langjährige linke Gewohnheit aufgegeben wird.

Damit bin ich abschließend wieder bei den Kategorien formelle/ informelle Ökonomie angelangt. Ich würde nun sagen, dass diese Begriffe die gesellschaftsverändernde Bedeutung der Subsistenzperspektive für das 21. Jh. nicht erläutern oder erfassen können. Genauso wenig hilft die Kennzeichnung der Erkenntnismethode des Subsistenzansatzes als „Blick von unten“ im Gegensatz zum „Blick von oben“, von den Kapitalinteressen her, wirklich weiter. Wir bleiben damit letztlich immer im selben Bild. Tatsächlich aber geht es längst um etwas ganz anderes. Wir müssen uns der Abstraktion von jeglichem Materiell-Stofflichen erwehren sowie der Annihilierung des Lebendigen.

Der Subsistenzblick ist auf das Konkrete-Lebendige gerichtet, das einen Wert aus sich heraus hat. Und wir blicken von einer Position her, die weiß, dass die Kinder aus dem Körper der Frauen geboren werden und dass unsere Nahrung in der Erde und im Wasser wächst. Die Subsistenzperspektive geht vom konkreten Reichtum aus und zielt auf das gute Leben, das auf *dieser* Basis möglich ist.

Zuguterletzt: Die Selbstversorgung

Bislang bin ich der Frage nach dem Zusammenhang von Subsistenz und Selbstversorgung aus dem Weg gegangen. Denn entlang der Bilder, die das evolutionäre Denkschema immer wieder in unserem Kopf hervorruft, leben wir im 21. Jh. nur noch von Waren. Selbstversorgung gibt es allenfalls *noch* irgendwo in den Ländern des Südens oder in wohl gehüteten Nischen der Eigenarbeit, die dank eines ausreichenden monetären Einkommens gepflegt werden können. Mit solchen Bildern im Kopf kann die Subsistenz praktischer und pragmatischer Weise einfach keine zukunftsweisende Perspektive für die Menschheit im 21. Jh. sein, allenfalls für ein paar idealistische Mäzene, revolutionsträumerische DrittweltaktivistInnen, oder junge agrarromantische AussteigerInnen. Wenn wir aber aus dem Bild der abstrakten Wertschöpfung herausgesprungen sind, wenn wir verinnerlicht haben, dass Subsistenz den konkreten, fühlbaren, greifbaren, schmeckbaren, sichtbaren, tastbaren Reichtum des Lebens- und Leib-Notwendigen meint, dann kann gefahrfreier, von falschen Assoziationen freier davon gesprochen werden, dass die Subsistenz wie eh und je, auch im 21. Jh. in der Selbstversorgung wurzelt.

Selbstversorgung und Eigenarbeit ermöglichen uns nach wie vor konkrete, sinnliche Subsistenzenerfahrungen alltäglich und überall. Sie verhindern, dass wir im metropolitanen, städtischen, wissenschaftlichen Elfenbeinturm jeglichen anschaulichen Anknüpfungspunkt für eine zukunftsweisende Subsistenzperspektive verlieren. Es wird deutlich, über welchen Schatz an Kenntnissen und Material wir damit nach wie vor verfügen. Wir hören endgültig auf, uns ohnmächtig zu fühlen, sehen, was wir und andere gegenüber dem Waren-, Zeit- und Technikmloch zu verteidigen haben. Vor allem aber wird klar, dass die Verteidigung nicht im Kampf liegt, sondern in der selbstermächtigenden, selbstverwirklichenden Tat. Das Verhältnis der Fülle der Subsistenztätigkeiten zur formellen Ökonomie wird durch ihre Fülle bestimmt. Ein Leben voller Gaben ohne kapitalistische Waren ist möglich. Wir brauchen es nur zu denken.

Literatur

Andrea Baier/ Veronika Bennholdt-Thomsen/ Brigitte Holzer, Ohne Menschen keine Wirtschaft. Oder: Wie gesellschaftlicher Reichtum entsteht, München: oekom, 2005

Arbeitsgruppe Chora: Andrea Appel, Andrea Kölzer, Claudia Tiemann, Reise durch all' unsere Welten. Über unsere Liebe zur Subsistenzarbeit, die Bedeutung der symbolischen Ordnung der Mutter und die Frage nach dem <Guten Leben>", in: Moser, Michaela/ Praetorius, Ina, 2003, S. 84-92

Bennholdt-Thomsen, Veronika, Investition in die Armen, Zur Entwicklungsstrategie der Weltbank, in: Lateinamerika, Analysen und Berichte 4, Berlin 1980: 74-96

Bonß, Wolfgang, Zwischen Erwerbsarbeit und Eigenarbeit, Arbeit, Heft14, Jg 11, 2002, S.5-20

Genth, Renate, Über Maschinisierung und Mimesis. Erfindungsgeist und mimetische Begabung im Widerstreit und ihre Bedeutung für das Mensch-Maschine-Verhältnis, Peter Lang Verlag, Europäischer Verlag der Wissenschaften, 2002

Gorz, André, Wissen, Wert und Kapital. Zur Kritik der Wissensökonomie, Zürich: Rotpunktverlag, 2004

Gorz, André, Wege ins Paradies, Berlin: Rotbuch Verlag, 1983

Libreria delle donne di Milano, Das Patriarchat ist zu Ende. Es ist passiert – nicht aus Zufall, Rüsselsheim: Göttert Verlag, 1996

Moser, Michaela / Praetorius, Ina, Hg., Welt gestalten im ausgehenden Patriarchat, Königstein/ Taunus.: Ulrike Helmer Verlag, 2003

Vaughan, Genevieve, For-Giving. A Feminist Criticism of Exchange, Austin: Plain View Press, 1997

Vaughan, Genevieve, Hg., The Gift, Il Dono. A feminist analysis, Athanor, Jg. XV, no.8, Rom 2004

Vaughan, Genevieve, Hg., Women and the Gift Economy, Toronto: Inanna Publications, 2007

Werlhof, Claudia von, Der Proletarier ist tot. Es lebe die Hausfrau?, in dies./ Maria Mies/ Veronika Bennholdt-Thomsen, Frauen, die letzte Kolonie, Reinbek: Rowohlt, 1983: 113-136